

1/2022



Maria Gräfin von Maltzan
Ausschnitt aus dem Buchcover ihrer Autobiografie „Schlage die Trommel und fürchte dich nicht“. erstmals erschienen 1986

Impressum: Berliner Geschichtswerkstatt e. V., Goltzstr. 49, 10781 Berlin
Fon: 030/215 44 50
E-Mail: info@berliner-geschichtswerkstatt.de
Website: www.berliner-geschichtswerkstatt.de
Redaktion: Sonja Miltenberger, Redaktionsschluss 03. Mai 2022

Inhalt

Vorwort

Sonja Miltenberger S. 2

Einladung zur Mitgliederversammlung S. 3

Ein Überblick über das Leben von Alfred Davidsohn

Onur Mercan S. 4

8. März 2022, Drei starke Frauen in der Berliner Geschichtswerkstatt

Louise Aston, Emma Ihrer, Katharina v. Kardorff-Oheimb

Peter Lassau, Gabriele Frydrych..... S. 11

150 Jahre Hildegard Wegscheider

Siegfried Heimann S. 17

Die Kinder von der Fischerinsel, eine Lesung mit Andreas Ulrich

Jürgen Karwelat S. 26

Auf zu neuen alten Ufern – zum Beispiel in den Westhafen

Jürgen Karwelat..... S. 29

Berlin-Kreuzberg - Ein Platz für Maria Gräfin von Maltzan

Jürgen Karwelat S. 31

Vorwort

Sonja Miltenberger

Diese Ausgabe unseres Rundbriefs steht ganz im Zeichen starker Frauen.

Von Louise Aston und Emma Ihrer über Katharina v. Kardorff-Oheimb, Hildegard Wegscheider bis hin zu Maria Gräfin von Maltzan – sie alle haben sich für Demokratie und Menschenrechte eingesetzt und werden auf den nächsten Seiten vorgestellt bzw. geehrt.

Besonders erfreulich ist, dass unser Praktikant Onur Mercan die Arbeit von Martha Betat an der Biografie von Alfred Davidsohn fortgesetzt hat und nun eine Vorlage für ein Album vorliegt. Wir hoffen sehr, dass diese Arbeit Eingang findet in die Ausstellung „Wir waren Nachbarn“. Derzeit sind wir im Gespräch mit den Verantwortlichen dieser Ausstellung.

Die geplante Veranstaltungsreihe und Publikation zu unserem 40-jährigen Bestehen musste – wie bekannt – wegen der Pandemie im letzten Jahr ausfallen. Aber auch in diesem Jahr wird es schwierig unsere angedachten Termine einzuhalten, da unser Drittmittelantrag bei der Lottostiftung erst im Herbst in die Prüfung und evtl. Bewilligung geht.

Aber wir sind guten Mutes.

Was uns seit mehr als zwei Monaten umtreibt, ist natürlich der Krieg in der Ukraine – genauer: der Angriffskrieg der Russischen Föderation auf die Ukraine.

Ein schwieriges Thema, das trotz aller gesellschaftspolitischen und historischen Weitsicht, Einsicht und Umsicht nicht ohne starke Emotionen debattiert wird.

So einig und gleichzeitig uneins waren wir schon lange nicht mehr.

Aber genau deshalb müssen wir dran bleiben und miteinander reden.

Aus diesem Grund will ich noch einmal auf unsere Veranstaltung aufmerksam machen.

Montag, 16. Mai 19.00 Uhr

**Das Museum Karlshorst-Berlin im Spiegel der deutsch-russischen
Beziehungen**

mit Dr. Jörg Morré, Leiter des Museums Karlshorst

Einladung

zur Mitgliederversammlung
am Samstag, 11. Juni 2022, 15 Uhr
in unserem Laden in Schöneberg, Goltzstraße 49

Liebe Vereinsmitglieder,

wir laden euch ein zu unserer jährlichen Mitgliederversammlung.

Als Tagesordnungspunkte schlagen wir folgende vor:

Tagesordnung:

1. Wahl der Versammlungsleitung und der Protokollantin
2. Berichte aus den Projekten und aus der Arbeit des Geschäftsführenden Ausschusses
3. Vorstellung des Kassenberichts und Entlastung des Geschäftsführenden Ausschusses
4. Wahl der Kassenprüferinnen und des Geschäftsführenden Ausschusses
5. Verschiedenes

Wir hoffen auf zahlreiches Erscheinen!

Mit herzlichen Grüßen



Sonja Miltenberger

(für den geschäftsführenden Ausschuss)

Ein Überblick über das Leben von Alfred Davidsohn

Onur Mercan

Wir leben leider wieder in einer Zeit, wo in Europa ein Krieg herrscht und Despoten die Geschichte nach ihrem Willen verdrehen, um einen Angriffskrieg zu rechtfertigen und ein neuer „eiserner Vorhang“ droht zu entstehen. Diese Ereignisse haben mir die Bedeutung der Geschichtsforschung und deren Verantwortungen nochmals verdeutlicht.

Auch die Person, die ich während meines Praktikums näher betrachtet habe, hat die Konsequenzen von Krieg und faschistischen Regimen miterlebt, hier gemeint ist Alfred Davidsohn.

Doch bevor ich hierzu komme, wollte ich mich noch kurz vorstellen. Mein Name ist Onur, 28 Jahre alt, studiere im Masterstudium Zeitgeschichte an der Universität Potsdam und mache seit Februar 2022 ein Praktikum in der Berliner Geschichtswerkstatt in Schöneberg. Die Berliner Geschichtswerkstatt habe ich zufällig entdeckt, da ein Freund von mir in der Nähe wohnt, und meine Neugierde war geweckt und ich erkundigte mich über diesen Verein, da ich auch, für mein Studium, nach einem Praktikumsplatz auf der Suche war und ich sendete meine Bewerbung los. Kurze Zeit später erhielt ich eine Einladung für die nächste Vorstandssitzung und hier wurde ich auch herzlichst empfangen und ich freute mich sehr, dass ich einen Praktikumsplatz erhielt.

An meinem ersten Praktikumstag empfingen mich Sonja und Gisela und ich bekam eine erste Einführung in das Alltagsleben der Berliner

Geschichtswerkstatt. Hier versorgte mich Gisela auch mit zahlreichen Dokumenten und gesammelten Informationen. Unter diesen waren die Geburtsurkunde, Fotografien von Davidsohn und Aufnahmen von seinen Eltern, ein Klassenfoto und Leserbriefe, die er als Erwachsener an Zeitschriften schickte.

Außerdem gab es noch eine (transkribierte) Tonbandaufnahme zweier Interviews, die er 1984 mit der Berliner Geschichtswerkstatt geführt hat. Hier erzählt er über seine Kindheit und Jugend in Schöneberg, von seinen politischen Aktivitäten bis zu seiner Ausbürgerung 1935.

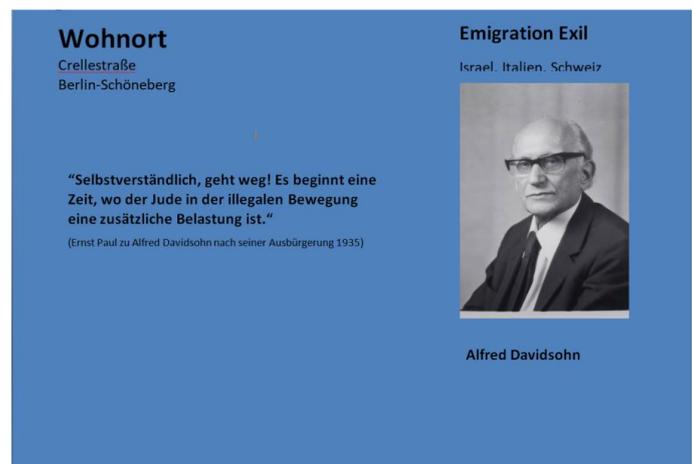


Schaubild von meiner Vorlage

Da mir Alfred Davidsohn vorher nicht bekannt war, musste ich sehr vieles nachschauen, aber hier war mir Gisela auch eine große Hilfe. Meine Hauptaufgabe bestand darin, die Information von Alfred Davidsohn so zu verarbeiten, dass daraus ein Album erstellt werden kann für die Ausstellung: „Wir waren Nachbarn“ im Rathaus Schöneberg. Geschildert wird das Leben vor und nach 1933, die Flucht ins Exil, zumeist auch die Deportation und Ermordung von Familienangehörigen. Die biografischen Alben dokumentieren aber auch das Überleben und das Leben nach dem Holocaust bis in die heutige Zeit. Unter den dargestellten Menschen sind auch Persönlichkeiten, wie der Nobelpreisträger Albert Einstein, die Schriftstellerin und Nobelpreisträgerin Nelly Sachs, drei Mitglieder der Comedian Harmonists, die Sportlerin Lill Henoch oder der Schriftsteller Kurt Tucholsky und viele andere. Ich habe die Ausstellung selber besucht und ich war beeindruckt von der Anzahl der Alben und der damit verbundenen Geschichten, die erzählt wurden. Besonders spannend fand ich die Alben, die die Schicksale von Personen aufzeigten, die in der Allgemeinheit nicht allzu bekannt sind, weil es leider sehr oft vorkommt, dass einzelne Schicksale in der Geschichte verloren gehen. Für den Rundbrief habe ich mir gedacht, dass ich euch meine Erkenntnisse darstelle und einen Überblick über Alfred Davidsohn gebe. Hier muss aber erwähnt werden, dass Martha, eine ehemalige Praktikantin, schon eine Kurzbiographie über ihn verfasst hat, doch ich versuche neue Aspekte einzubringen, aber da wir uns mit derselben Person beschäftigt haben, sind Wiederholungen nicht vermeidbar.

Alfred Samuel Davidsohn wurde am 20. Januar 1912 in Berlin Schöneberg geboren. Seine Familie bestand aus der Mutter Norma Karoline Davidsohn, (geb. Rabinowitz), seinem Vater dem Chemiker Dr. Isser Davidsohn und seiner Schwester, deren Name leider nicht bekannt ist. Die Familie Davidsohn lebte im 3. Stock des Wohnhauses der Bahnstraße 27 (heute Crellestraße). Das Haus existiert heute noch und kann auch besucht werden, es befindet sich ganz in der Nähe des S-Bahnhofs Yorckstraße. In der Remise im Hinterhof unterhielt Alfreds Vater ein Chemielabor. Der Ort, wo die Familie wohnte, also das direkte Umfeld, sollte das Leben von Alfred Davidsohn nachhaltig beeinflussen. Hier gemeint ist die sogenannte „Rote Insel“, diese liegt im Osten Schönebergs, zwischen den S-Bahnhöfen Südkreuz, Schöneberg und Yorkstraße. Als Insel wird sie bezeichnet, weil sie von drei Bahnlinien eingegrenzt wird. Ihren Namen bekam die „Rote Insel“ durch die überwiegend linke Arbeiterbewegung, die hier viel verbreitet war. Vom Balkon dieser Wohnung konnte Davidsohn auf die Gleise hinabschauen, wo häufig Züge vorbeifuhren. Davidsohn, der sich auch selbst als Pazifist bezeichnete, erläuterte auch in einem Interview, wie es zu dieser Entwicklung kam.

Bezeichnend hierfür waren der Erste Weltkrieg und deren Folgen. Davidsohn berichtete davon, wie er 1918 als Sechsjähriger die heimkehrenden Soldaten beobachtete, die von der Hauptstraße lang zur Potsdamer Straße in Richtung Brandenburger Tor marschierten. Laut Davidsohn sollen dann danebenstehende Frauen plötzlich in Tränen ausgebrochen und weggelaufen sein, dadurch dass sie realisierten, dass ihre Männer nicht mehr heimkehren werden.

Des Weiteren berichtete er auch von einer Begegnung mit einem kriegstraumatisierten Soldaten, als er mit seinem Vater in Schöneberg unterwegs war. Diese Szenarien lösten in Davidsohn etwas aus, er selber bezeichnete es als seinen „pazifistischen Schock“. Auch die Schulzeit spielte eine wichtige Rolle in der Charakterentwicklung von Alfred Davidsohn, besonders, wenn man sich die Schulwahl der Eltern anschaut. Üblicherweise wählt man die Schule aus, die am nächsten liegt, hier in diesem Fall wäre das die Hohenzollernschule, heute Gustav-Langenscheidt-Schule, in Schöneberg gewesen. Doch die Eltern entschieden sich für das Werner-von-Siemens-Gymnasium in der Hohenstaufenstraße und damit hatte der junge Alfred Davidsohn einen ungefähren Schulweg von zwei Kilometern. Da stellt man sich natürlich die Frage, warum man seinem Kind solche Widrigkeiten bereitet. Ausschlaggebend für seine Eltern war es, dass das Werner-von-Siemens-Gymnasium progressiver war und einen hohen Prozentsatz jüdischer Schüler*innen hatte. Alfred Davidsohn erklärte sich diese fortschrittliche Haltung vor allem durch den Direktor dieser Schule. Er beschrieb ihn als einen ehemaligen patriotischen Kaiseranhänger, der aber nach der Revolution - durch den Schock der Niederlage - nach links gerutscht ist. Die Schulzeit von Davidsohn war auch von seiner pazifistischen Grundhaltung geprägt, so beschreibt er, dass er häufig Schulaufsätze über den Pazifismus schrieb, doch sorgte seine Haltung oft für Konflikte mit seinen Lehrern.



Der junge Alfred Davidsohn

Familie von Alfred Davidsohn

Von seiner Familie berichtete Davidsohn verhältnismäßig wenig bis gar nicht. Über die Mutter weiß man, dass sie mit zwei Lehrerinnen befreundet war, die pazifistisch und linksorientiert waren, diese hießen Lucie Jablonsky und Lisa Arndt, Davidsohn vermutete zwischen den beiden auch eine romantische Beziehung.

Von den beiden erzählte Davidsohn auch eine kleine Geschichte, die ihn sehr geprägt hatte. Bei einem ihrer Besuche beobachteten die Frauen, wie Davidsohn mit Bleisoldaten spielte und forderten ihn auf das Gewehr abzubrechen, damit er aus den Soldaten Beamte oder Polizisten macht. Als Jüdin war dann Lucie Jablonsky gezwungen, sich bei einer ihrer Schülerinnen zu verstecken, gleiches galt auch für Lisa Arndt, obwohl sie keine Jüdin war. Davidsohn berichtete, dass die beiden Lehrerinnen bei einem Luftangriff ums Leben gekommen seien. Durch diese Freundschaft kann man auch sehen, dass die Mutter nicht besonders konservativ zu sein schien.

Der Vater von Alfred Davidsohn stellte einen Gegensatz dazu dar. Geboren am 24.02.1875, kam er als russischer Einwanderer am Anfang des Jahrhunderts nach Berlin. Als promovierter Chemiker eröffnete er sein Labor im Hinterhof seines Wohnhauses und wurde selbstständig. Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges musste er aber die bittere Erfahrung machen, als feindlicher Ausländer betrachtet zu werden, hierzu musste er sich zweimal in der Woche bei einem Schöneberger Polizeirevier melden. Gleichwohl dieser Erfahrung, hielt er sich selbst für einen deutschen Patrioten. So unterstützte er zum Beispiel die Kinder aus den Arbeiterfamilien mit der Einladung zum Mittagstisch.

Bezogen auf den Vater, berichtete Davidsohn auch von einem Vorfall, der die Eltern sehr schockiert hatte. Dr. Isser Davidsohn, der 1935 noch Mitglied im Verein Deutscher Chemiker war, erfuhr vom Selbstmord seines jüdischen Kollegen Fritz Haber. Dieser war einer der Erfinder des Haber-Bosch-Verfahrens, ein Verfahren zur synthetischen Herstellung von Ammoniak, wofür er 1918 den Nobelpreis für Chemie erhielt. Haber entwickelte aber auch Giftgase, die im Ersten Weltkrieg eingesetzt wurden, so beschrieb ihn Davidsohn auch als einen nationalistischen deutschen Patrioten. Doch nachdem die Nationalsozialisten die Macht übernommen hatten, übermannte Fritz Haber die Verzweiflung und so nahm er sich das Leben. Als sei dieser Umstand nicht tragisch genug, konnten die Mitglieder des Vereins Deutscher Chemiker, durch einen Verbot der Vereinsführung, nicht an der Gedächtnisfeier teilnehmen, hierunter zählte auch Dr. Isser Davidsohn. Hier stellt sich natürlich die Frage, was dieser Umstand bei ihm wohl ausgelöst hat.

Studienjahre und die KPO

Im Jahr 1930 erlangte er das Abitur und studierte darauf am 1. Chemischen Institut am Oranienburger Tor, an der Humboldt-Universität.

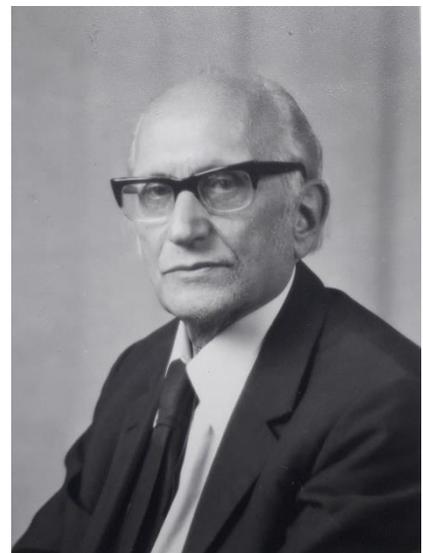
Seine linke Grundhaltung wurde auch durch sein Engagement in der Kommunistischen Partei Opposition (KPO), genauer bei seiner KPO-Bezirksgruppe Schöneberg deutlich. Die KPO war ursprünglich ein Bestandteil der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD), doch spalteten sie sich 1928/29 von dieser ab, weil sie die Sozialfaschismustheorie ablehnten und eine Einheitsfront mit der SPD bilden wollten, dieses lehnte die KPD strikt ab. Des Weiteren war Davidsohn auch in der linken Massenorganisation, der internationalen Arbeiterhilfe (IAH) tätig, einer überparteilichen aber KPD-initiierten Hilfsorganisation für Arbeiter. Er leitete für die IAH eine Jugendgruppe in Charlottenburg. Ein prägendes Ereignis erlebte Davidsohn auch beim sogenannten Roten Volksentscheid im Jahr 1931, wobei es für ihn „eher ein brauner Volksentscheid“ war. Hintergrund dieses Volksbegehrens war, dass die Preußische Regierung unter Innenminister Severin aufgelöst werden soll, weil dieser noch kurz zuvor die republikfeindliche politische Organisation „Stahlhelme“ wieder zur Wahl zugelassen hatte. Ein Volksentscheid, welcher vom rechten bis linken Parteispektrum initiiert wurde, wollte den Ausschluss dieser Bewegung erreichen. Die Abstimmung wurde vom KPD-Vorsitzenden Ernst Thälmann einstimmig für den Volksentscheid verkündet, doch hier protestierte Davidsohn auf das Schärfste, weil er nicht dem Volksentscheid zugestimmt hatte, mit der Begründung, dass er keine gemeinsame Sache mit nationalkonservativen, rechts zugeordneten Parteien mache. Dieser Affront blieb für ihn aber nicht ohne Konsequenzen, denn kurz darauf wurde er von der IAH ausgeschlossen und so musste er auch seine Jugendgruppe aufgeben, welches ein schmerzlicher Schlag für ihn war. Doch der junge Davidsohn blieb standhaft und hier kann man seine Überzeugungen und moralische Werte erkennen. Im Jahr 1933 erlangten die Nationalsozialisten die Macht und dieses markierte auch den Zeitpunkt, wo sich das Leben der Familie Davidsohn merklich veränderte. Eine erste Folge war, dass Alfred Davidsohn sein Chemiestudium aufgeben musste, weil man für die Fortsetzung einen unterschriebenen Ariernachweis benötigte. Davidsohn, der diese Anforderung natürlich nicht erfüllen konnte, unterschrieb diesen Nachweis nicht und kommentierte, dass er „einfach nicht mehr hinging“. Hier habe ich das Gefühl, dass sich Davidsohn von dieser Ungerechtigkeit nicht unterkriegen ließ, mehr noch zeigte er eine trotzig Haltung. Aber Davidsohn zeigte zu diesem Zeitpunkt noch eine gewisse Ambivalenz. Einerseits berichtete er davon, dass er von vielem, besonders am Anfang, nichts oder nur wenig mitbekam, so hörte er beispielweise vom Reichstagsbrand oder den Bücherverbrennungen nur aus den Nachrichten, er selbst spricht von einem „Elfenbeinturm“ in dem er lebte.

Doch mit dem Hintergrund, dass die Lage für Juden in Berlin immer gefährlicher wurde, engagierte er sich verstärkt an politischen Widerstandsaktionen. So vervielfältigten er und seine Mitstreiter Flugschriften im Labor seines Vaters, dieser hätte aber laut Davidsohn keine Kenntnis gehabt. Die Flugschriften hatten nur die Größe einer Zigarettenschachtel, damit man sie in den Schachteln verstecken konnten. Diese Schriften verbreiteten sie auf verschiedensten Wegen. Entweder warfen sie sie am Alexanderplatz aus einer fahrenden S-Bahn, klebten die Plakate vom fahrenden Motorrad aus an die Straßenbahn und ein anderes Mal schoben sie sie in die Zwischenräume der Glasscheiben innerhalb der Straßenbahnen. Diese Aktionen waren natürlich sehr gefährlich und auch höchst illegal, deshalb durften die „Widerstandsgruppen“ der KPO höchstens aus fünf Leuten bestehen. Davidsohn sagte auch, dass trotz der waghalsigen Manöver niemandem aus seiner Gruppe dabei etwas geschehen sei, ihre Arbeit blieb gänzlich unentdeckt, obwohl es brenzlige Situationen gegeben habe.

Eine sehr wichtige Rolle nahm Ernst Paul für Davidsohn ein, dieser gehörte zum Berliner Vorstand der KPO und Davidsohn beschrieb ihn als seinen Mentor. Als Teil der Thalheimer-Brandler-Gruppe, gehörte Ernst Paul zu den Gründern der KPO und er unterstützte Davidsohn bei seinen Widerstandsaktionen. Im Februar 1937 wurde Ernst Paul zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt, doch wegen eines schweren Krebsleidens wurde er vorzeitig im Oktober 1939 aus der Haft entlassen und starb im noch selben Monat. Davidsohn hatte erst in einem Briefwechsel mit der Witwe von Ernst Paul dessen Schicksal erfahren und das im Jahre 1987. Hier erkennt man nochmal die starke Bindung an seinen Mentor.

Emigration nach Haifa 1935 bis zu seinem Tod 1988

Basierend auf dem „Gesetzes über den Widerruf von Einbürgerungen und die Aberkennung der deutschen Staatsangehörigkeit“, wurde die Familie Davidsohn im Jahre 1935 ausgebürgert. Primär waren diejenigen betroffen, die nach der Gründung der Weimarer Republik eingebürgert wurden. Zu diesem Zeitpunkt war es auch Ernst Paul, der Davidsohn eindringlich warnte Deutschland zu verlassen, hierzu sagte er zu ihm: „Selbstverständlich, geht weg! Es beginnt eine Zeit, wo der Jude in der illegalen Bewegung eine zusätzliche Belastung ist.“



Passend zu dem Zitat wurde in einem Interview auch das Thema der Religionszugehörigkeit angesprochen und die Frage nach einem potentiellen Austritt. Davidsohn hatte durch seine damalige Frau indirekt etwas mit dem jüdischen Kulturverband zu tun, weil sie dort gearbeitet hat, doch aktiv wollte er sich mit seiner eigenen Glaubensgemeinschaft nicht beschäftigen, doch hier räumt er ein, dass das ein Fehler war. Auch hat sich Davidsohn immer vehement geweigert aus der jüdischen Gemeinde auszutreten, weil für ihn das einer Fluchtaktion gleichgekommen wäre, mit dem Hintergrund des stetig wachsenden Antisemitismus. Davidsohn beherzigte den Apell seines Mentors und so erreichten er, seine Frau und seine Eltern das Britische Mandatsgebiet Palästina im Frühjahr 1935. Seine Schwester und ihr Mann waren schon 1933 nach Palästina, genauer nach Haifa, ausgewandert. Später berichtete Davidsohn, dass diese Entscheidung ihnen sehr wahrscheinlich das Leben gerettet hat. Davidsohn fand in Haifa eine Anstellung als Chemiker. Er arbeitete in der sozialistischen Bewegung für arabisch-jüdische Verständigung mit. Davidsohn, ein überzeugter Antinationalist, verließ Israel dann später wieder und begann, in Mailand und im schweizerischen Locarno zu arbeiten. In Locarno wurde er Mitglied im Komitee „Frieden und Abrüstung“.

Im Laufe seines Lebens hat er auch sehr viele Leserbriefe verfasst, die er vor allem an das Schweizerische Magazin „Zeitdienst“ schickte, diese behandelten hauptsächlich das Thema der internationalen kommunistischen Solidargemeinschaft. So blieb er seiner sozialistischen Natur und seiner Schöneberger Herkunft bis zu seinem Tod im Jahr 1988 im schweizerischen Locarno treu.

Durch dieses Praktikum konnte ich neue Einblicke gewinnen. Einerseits habe ich die Bedeutung des Konzeptes der Geschichtswerkstatt hautnah erleben können und wie wichtig es ist, dass Geschichten, wie die von Alfred Davidsohn wiederentdeckt, erhalten und auch weitergereicht werden. In meiner Praktikumszeit konnte ich einige Gedenkorte und Museen besuchen, wie die „Wir waren Nachbarn“-Dauerausstellung im Rathaus Schöneberg, das Schönebergmuseum, die Gedenkstätte Deutscher Widerstand und das Museum Blindenwerkstatt Otto Weidt. Ich konnte so verschiedene Bereiche des Historikerberufes mir anschauen und auch sehr viele lehrreiche Momente mitnehmen. Vor allem konnte ich auch so Schöneberg für mich neu entdecken. Ich möchte mich bei der Geschichtswerkstatt bedanken und besonders bei Gisela, Sonja und Marita, die mich super unterstützt haben.

8. März 2022, 15.00 Uhr bis 17:30 Uhr
Drei starke Frauen in der Berliner Geschichtswerkstatt
Louise Aston, Emma Ihrer, Katharina v. Kardorff-Oheimb

Gabriele Frydrych und Peter Lassau

Zigarren wurden geraucht, Cognac und andere geistigen Getränke wurden getrunken – von einer Frau in Männerkleidern – und das in aller Öffentlichkeit.

Nein, nicht in unserem Laden in der Goltzstraße, Gott bewahre, sondern 180 Jahre zuvor auf dem Ku’damm und in Charlottenburger und Wilmersdorfer Wohnungen stadtbekannter Querköpfe. Skandalös.

Aber der Reihe nach:

20 Interessierte – darunter immerhin vier Männer – hatten trotz Corona und Maskenpflicht den Weg in die Goltzstraße gefunden und erlebten eine spannende Veranstaltung, moderiert von Sonja Miltenberger, gestaltet von Gertrud Fischer-Sabrow, Dagmar Giesecke und Elke Mocker.

Zwar packte keine der Zuhörerinnen ein Feuerzeug aus, um sich eine Zigarre anzuzünden, aber Gertrud Fischer-Sabrows Auftaktreferat über Louise Aston (1814 bis 1871) sorgte für eine befreiende, entspannte Atmosphäre.

Kaum ein Tabu gab es, das diese Frau (also Louise Aston) in einer tabureichen Zeit nicht zu brechen bereit war.

„Freiem Leben, freiem Lieben
bin ich immer treu geblieben!“

so ihr Lebensmotto
und

„Der Freie sündigt,
weil er sünd’gen muss.“

Aufgewachsen in einem bildungsorientierten, kinderreichen Pfarrhaushalt, musste Louise im Alter von 17 Jahren eine Konventionsehe mit dem 23 Jahre älteren englischen Fabrikanten Samuel Aston eingehen. Weniger vornehm ausgedrückt: Sie wurde zwangsverheiratet, war damit aber standesgemäß gut versorgt, und der Vater, Konsistorialrat Johann Gottfried Hoche, hatte vermeintlich eine Sorge weniger.



Publikum während der Veranstaltung,
Foto: Gaby Frydrych

Offensichtlich kannte er seine Tochter sehr schlecht, und auch der Bräutigam hatte keine Ahnung, auf wen er sich da eingelassen hatte. Trotz dreier gemeinsamer Kinder, von denen nur eines überlebte, wurde die Ehe bereits nach 4 Jahren auf Betreiben des Ehemannes geschieden, nach weiteren drei Jahren erneut geschlossen, um dann, wieder zwei Jahre später, endgültig geschieden zu werden. Dieses Hin und Her belegt Freiheitsdurst, Ich-Stärke und Durchsetzungskraft dieser Frau. Immer wieder war sie in Göttingen und Magdeburg - sicher zum Leidwesen ihres Gatten – in Skandale verwickelt. Ein Ortswechsel bot sich an. Welche Stadt könnte passen? Damals wie heute keine schwierige Frage: **Berlin natürlich.**



Referentin: Gertrud Fischer-Sabrow
Foto: Gaby Frydrych

Anfang 30, im besten Alter also, war sie, als sie im vorrevolutionären Berlin das in dieser Zeit am besten geeignete Biotop für ihre Bedürfnisse fand. Schnell hatte sich in liberalen Kreisen herumgesprochen, dass diese Person aber auch überhaupt nicht „philistisiert“ war. Heute würde man sagen: Sie war kein bisschen spießig: Sie schloss sich den „Jung-Hegelianern“ an, der

studentischen Avantgarde dieser Zeit, trug Männerkleider, rauchte Zigarren, trank Alkohol, hatte mehrere Liebhaber (Wobei sie dem Erwählten jeweils, solange er das Privileg hatte, treu blieb.). Kurz: Sie nahm sich alle Freiheiten, die für Männer selbstverständlich schienen.

Ein Portrait aus dieser Zeit des Vormärz zeigt eine hübsche Frau in Männerkleidern, die Zigarrenrauch auspustet. Das ist schließlich zu viel für das preußische Berlin und Louise Aston wird ausgewiesen. Dieser Tatsache verdanken wir ihre Verteidigungsschrift „Meine Emancipation“ und weitere poetische Texte, politische Gedichte, Liebesgedichte, drei Romane.

Selbstverständlich beteiligt sie sich aktiv an der Märzrevolution und auch danach fällt sie auf mit ihrem Draufgängertum und ihrer Kühnheit. In der „Freischar“ Ludwig von der Tanns nimmt sie als Krankenpflegerin teil am Schleswig-Holsteinischen Feldzug gegen Dänemark, offenbar auf beeindruckende Weise: schneidig, mit wehenden Locken hoch zu Ross. - Beeindruckt hat sie auf jeden Fall den Arzt Daniel Eduard Meier aus Bremen. In ihm findet sie einen Gleichgesinnten, mit ihm verbringt sie von da an ihr Leben.

Als Meier aufgrund der Heirat mit dieser ‚anrühigen‘ Frau seine Stelle als leitender Arzt der „Neuen Krankenanstalt“ in Bremen verliert, verlassen die beiden ihre Heimat, beteiligen sich auf russischer Seite als Arzt und Krankenpflegerin am Krimkrieg, bleiben danach bis 1871 in Osteuropa, kehren dann in das Deutsche Reich nach Wangen im Allgäu zurück, wo Louise Aston im gleichen Jahr politisch resigniert und isoliert stirbt, zwei Jahre vor ihrem Ehemann.

Ein trauriges Ende dieser imponierenden Frau. Verwunderlich ist es allerdings nicht, betrachtet man die Haltung und die Konstanten, die das Leben Louise Astons durchziehen:

- Sie vertritt eine Emanzipation der Tat (ohne aufwändiges theoretisches Gerüst)
- Ziel ist eine absolute Gleichberechtigung ohne Einschränkungen (Egalitarismus statt Differenzmodell)
- Organisierte Religion ist für sie ein Unterdrückungsinstrument und muss bekämpft werden.
- Die traditionelle Ehe zementiert Besitzverhältnisse und wird von ihr abgelehnt.
- Ein unveräußerliches Gut ist die Wahrung und Behauptung individueller Freiheit.
- Autoritäten lehnt sie ab.

Solche Grundsätze vertragen sich nicht mit Charakter und Zielsetzung demokratischer Frauenclubs, für die Louise Aston eher Verachtung empfindet. Weder in die bürgerliche noch in die proletarische Ausprägung der Frauenbewegung lässt sie sich einordnen. Sie bleibt eine etwas anarchistische „Freischärlerin“, getreu dem Titel der von ihr 1848 herausgegebenen Zeitschrift „Der Freischärler“. Die Männer veröffentlichen dort ihre Artikel unter Pseudonym, sie steht zu ihrem Klarnamen.

Von unbekannter Hand gestaltet existiert ein Portrait von ihr mit herausgestreckter „Rolling-Stones-Zunge“.

Dieser Künstler hat sie in ihrem Wesen getroffen.

(Peter Lassau)

Emma Ihrer (1857 bis 1911)

Eindeutig einzuordnen ist das politische Engagement Emma Ihrer: Sie ist, ab 1890 zusammen mit Clara Zetkin, die Vorkämpferin für die Emanzipation proletarischer Frauen.

Die Arbeiterinnen selbst, fordert sie, müssten Front machen gegen „die erbärmlichen Löhne“ und „jede unwürdige Behandlung seitens der Arbeitgeber“. Und weiter stellt sie fest, die Prostitution resultiere aus den „ungesunden wirtschaftlichen Zuständen des Klassenstaates und der rechtlosen Stellung der Frauen“.



Referentin: Dagmar Giesecke
Foto: Gaby Frydrych

Am Beispiel Emma Ihrer zeigte Dagmar Giesecke im 2. Referat dieser Veranstaltung, wie zwei Generationen nach Louise Aston völlig andere Verhältnisse die Aktivität mutiger Frauen herausfordern.

Die fortschreitende Industrialisierung mit ihren sozialen Folgen von Massenverelendung, Wohnungsnot, zunehmender Frauen- und Kinderarbeit hatte heftige Auseinandersetzungen zur Folge, eine Polarisierung der Gesellschaft, Klassenkämpfe. Und bei all dem gab es ein Verbot für Frauen, sich politisch zu betätigen und nach dem Sozialistengesetz von 1878 waren sozialdemokratische und kommunistische Vereine verboten. So, in Kurzfassung, der historische Kontext, in dem Emma Ihrer sich bewegte.

Die Tochter eines Schuhmachermeisters aus Glatz hatte Putzmacherin gelernt, heiratete in jungen Jahren den 22 Jahre älteren Apotheker Conrad Emanuel Ihrer, trat schon mit 20 Jahren der SPD bei.

Beiden (Ihrem Ehemann und der SPD) bleibt sie ein Leben lang treu, und wie sich aus Dagmar Gieseckes Referat ergibt, beruhen die Beziehungen jeweils auf Gegenseitigkeit:

1887 zieht das Ehepaar nach Velten, weil Conrad Emanuel dort eine Apotheke eröffnen kann. Als ihm aufgrund der politischen Tätigkeit seiner Frau die Konzession entzogen werden soll, entscheidet er sich gegen die Apotheke und für seine Gattin. Die beiden kehren nach Berlin zurück, und offensichtlich ist es so, dass in diesem Fall der Ehemann seiner Ehefrau den Rücken frei hält für ihr partei- und gewerkschaftspolitisches Engagement.

Dies geht soweit, dass er Emmas Liebesbeziehung zu dem Gewerkschaftsfunktionär Carl Legien über Jahrzehnte akzeptiert. Die drei leben lange in Carl Legiens Wohnung in Pankow zusammen.

In der SPD reüssiert Emma Ihrer:

Als erste Frau wird sie Mitglied im Führungsgremium der „Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands“. Sie gründet Frauenvereine, die die Interessen von Arbeiterinnen vertreten. Sie wird Herausgeberin der Wochenschrift „Die Arbeiterin“. Auf ihre Initiative hin gelingt 1908 die Aufhebung des Politikverbots für Frauen.

Als sozialistische Kämpferin macht sie sich zusammen mit Clara Zetkin nicht nur in Deutschland einen Namen. Sie ist Delegierte beim Internationalen Sozialistenkongress 1889 in Paris, nimmt am sozialistischen Arbeiter- und Gewerkschaftskongress 1896 in London teil.

Dass sie gerade nach Erlass des Sozialistengesetzes besonders vehement für die Rechte von Arbeiterinnen und Arbeitern kämpfte, ist selbstredend.

(Peter Lassau)

Katharina von Kardorff-Oheimb (1879 – 1962)

Elke Mocker machte das Publikum mit einer weiteren ungewöhnlichen Frau bekannt:

Sie leitete eine Fabrik, war Dozentin und Bürgermeisterin, konnte einen Zeppelin fliegen, ging leidenschaftlich gern jagen – und nicht nur Wildtiere: Sie war viermal verheiratet. Vorher aber kam sie in einer

Fabrikantenfamilie in Neuss zur Welt, erhielt Privatunterricht, und danach den letzten Schliff an einer Klosterschule in Lyon. Der Vater starb früh, und in der Mutter, die daraufhin die Fabriken leitete, hatte Katharina ein Vorbild, dass Frauen nicht nur sticken und Klavier spielen können. Scheidungen waren noch in den 1970er Jahren ein Skandal. Katharina erlebte diesen Skandal bereits 1906 und 1921. Durch die erste Scheidung verlor sie das Sorgerecht für ihre vier Kinder, was sie sicher zu ihrem Engagement im Bund für Mutterschutz bewegte. Ein Zuhörer hielt es nicht für ganz unwahrscheinlich, dass Katharina ihren zweiten Mann bei einer Bergwanderung ins Jenseits befördert hat.



Referentin: Dr. Elke Mocker
Foto: Gaby Frydrych

Als Witwe leitete sie einige Jahre lang die keramischen Werke des Verblichenen. Mit ihm hatte sie zwei weitere Kinder. Standesgemäß war die Tochter aus dieser Ehe mit dem Dirigenten Furtwängler verheiratet. (Somit ist Katharina die Urgroßmutter der Schauspielerin, Ärztin und Burda-Gattin Maria Furtwängler...) Der vierte Mann, von Kardoff, ein erzkonservativer DVP-Politiker, musste zur Ehe angeblich erst schwer überredet werden.

Von Katharina stammt der Satz: „Es ist die Pflicht eines jeden weiblichen Wesens, durch ihr Auftreten in der Politik alle die Gründe zu widerlegen, mit denen man Frauen bisher von der Politik ferngehalten hat!“ Das versucht sie selber von 1920 bis 1924 als Abgeordnete der Deutschen Volkspartei im Reichstag. Bis 1933 arbeitet sie als Schriftstellerin und Journalistin, u.a. erscheint 1929 ein Buch mit dem schönen Titel „Gardinenpredigten“ zur politischen und sozialen Stellung der Frau. Von 1930 bis 1933 leitet sie die „Hochschule der Frau“. In den 1920er Jahren ist ihr Salon in Berlin sehr gefragt: Politiker, Diplomaten und Industrielle versammeln sich gerne dort. Während des Nationalsozialismus zieht das Ehepaar Kardoff in die Uckermark. Dort in Ahrensdorf stirbt 1945 der Ehemann, und Katharina wird für kurze Zeit Bürgermeisterin.

Ihr Ziel war es lebenslang, mit Ausbildungskursen zur politischen Emanzipation der Frau beizutragen. Sie lehrte zu diesem Thema, führte den Vorsitz in entsprechenden Arbeitsgemeinschaften und Verbänden und schrieb dazu Bücher und Artikel. Notfalls hätte sie auch eine eigene Frauenpartei gegründet, wenn die etablierten Parteien nicht mit Frauenplatzierungen mitgespielt hätten. Nach 1945 ist sie weiterhin als Rednerin und politische Journalistin aktiv. Sie stirbt mit 83 Jahren in Düsseldorf.

(Gabriele Frydrych)

Zu Recht erhielten die drei Referentinnen am Ende der Veranstaltung großen Applaus. Sie hatten drei Frauen ausgesucht mit völlig verschiedener Herkunft und mit unterschiedlichen Schwerpunkten in ihrer politischen Arbeit. Kenntnisreich, anschaulich und kurzweilig waren dem Publikum starke weibliche Persönlichkeiten nahe gebracht worden, die, geprägt von ihrer Zeit und ihrer Herkunft, ihrerseits ihre Zeit und ihr Umfeld prägten.

Für die Berliner Geschichtswerkstatt war das nach dünnen Corona-Monaten wie ein Aufatmen und eine Befreiung.

So kann das jetzt weitergehen.

Wir danken der Stiftung Theodor-Heuss-Haus herzlich für die freundliche Unterstützung.

Einleitung zu Hildegard Wegscheider

Gertrud Fischer-Sabrow

Noch eine starke Frau – Die Politikerin und Reformpädagogin Hildegard Wegscheider (1871-1953)

Im März, passend zum Frauentag, an dem wir in der Geschichtswerkstatt traditionell mit deiner Veranstaltung zu „starken Frauen“ erinnern, erreichte uns ein Text über Hildegard Wegscheider, verfasst von Dr. Siegfried Heimann, Politikwissenschaftler und Mitglied der Berliner Geschichtswerkstatt. Das facettenreiche und doch geradlinige Leben dieser außergewöhnlichen Frau, die in Berlin allenfalls als Namensgeberin eines Gymnasiums in Berlin-Grunewald bekannt ist, hat Siegfried Heimann anlässlich ihres 150. Geburtstages 2021 nachgezeichnet. Wie in einem Kaleidoskop führt er uns vor Augen, welche Widerstände eine ambitionierte Frau des ausgehenden 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts auf dem Weg zum Abitur und Studium, in Beruf und Politik in einer von Männern dominierten Welt überwinden musste. Hildegard Wegscheider hat es geschafft, das zeigt der folgende Text.

Zugleich fügt sich Siegfried Heimanns Darstellung in die Geschichte der Reformpädagogik, die wir in der Vortragsreihe und Publikation zu „100 Jahre Großberlin“ am Beispiel von zwei Berliner Schulen angesprochen haben. Eine Geschichte, die, wie Hildegard Wegscheiders Wirken zeigt, noch lange nicht zu Ende geschrieben ist.

150 Jahre Hildegard Wegscheider

(geboren am 2. September 1871 Berlin – gestorben am 4. April 1953 Berlin)

Siegfried Heimann

Lern- und Wanderjahre im Kaiserreich

Am 2. September 1871 wurde Hildegard Ziegler, spätere Wegscheider, in Berlin geboren. Beide Großväter waren demokratisch-liberal gesonnene Gymnasialdirektoren und auch ihre Eltern waren „ausgesprochene Bismarck-Gegner“ - wie Wegscheider in ihren Erinnerungen stolz anmerkt. Ihr Vater, zunächst als „Hilfslehrer“ am Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin tätig, war ein liberaler Theologe.

Eine zu freie Auslegung einer Bibelstelle führte zu seiner Entlassung als Lehrer, hatte jedoch zur Folge, dass er von der Liegnitzer Kirchengemeinde zum Pastor gewählt wurde.¹ Nach seiner Ordination trat er seine Stelle an und wurde bald ein Sprecher eines liberalen Kreises in Liegnitz, für den es selbstverständlich war, dass auch Juden willkommen waren. Hildegards Mutter war sehr streng zu ihr. „Sie war“ – so schrieb sie später – „so streng zu mir, daß ich lange Jahre nicht geglaubt habe, daß ich ihr Kind sei“. Die Eltern erkannten ihre große Begabung und die Mutter verlangte daher, dass sie stets „die Beste in der Klasse“ zu sein habe.

Diesem Anspruch wurde Hildegard Wegscheider immer wieder gerecht. Sie war die erste erfolgreiche Abiturientin in Preußen (in der weit von Berlin entfernten preußischen Enklave Sigmaringen), die erste Studentin, die erfolgreich promovierte (freilich nicht in Berlin, sondern in Halle) und später die erste Oberschulrätin in Preußen (und wohl auch die einzige).

Sie sollte und wollte Lehrerin werden. Sie las noch als Schülerin „Die Frau und der Sozialismus“ von August Bebel (sie fand das Buch, das noch verboten war, auf dem Nachttisch ihrer Mutter). Die Lektüre hatte einschneidende Folgen für sie: „ Die Pfarrerstochter trat aus der Kirche aus, der ihr anverlobte Theologe verstand die Welt nicht mehr und verließ die junge Braut“. (Bettina Michalski, S. 251)

Das Studium – zunächst ohne Abitur – musste sie aber in der fernen Schweiz – in Zürich – beginnen, wo sie sich auch auf das preußische Abitur vorbereitete. Einen Tag nach der Immatrikulation an der Universität wurde sie Mitglied der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz. Zunehmend beschäftigte sie sich mit Geschichte. 1947 erinnert sie sich: „Ein kleiner Kreis von uns las damals mit Hingebung Marx. Dabei fielen uns doch eine ganze Reihe von Schuppen von den Augen.“ Nach vier Semestern Studium in Zürich stellte sie beim preußischen Kultusminister den Antrag auf Zulassung zum Abitur. Die Zeit war reif. Helene Lange hatte mit ihren Realgymnasien-Kursen für Frauen Vorarbeit geleistet. Hildegard Wegscheider erhielt die Zulassung – weit weg von der Hauptstadt im katholischen Sigmaringen. Die Schüler des Gymnasiums waren begeistert und versprachen Hilfestellung. Sie hielten Wort.

¹ Die folgende Darstellung folgt vor allem den Erinnerungen von Hildegard Wegscheider, wie sie im ersten Jahrgang der Zeitschrift „Das Sozialistische Jahrhundert“ erschienen sind. Vgl. Hildegard Wegscheider Weite Welt im engen Spiegel. Erinnerungen, erschienen in Fortsetzungen in der Zeitschrift. Das Sozialistische Jahrhundert, hrsg. von Louise Schroeder und Otto Suhr 1946- 1950, die Erinnerungen von Hildegard Wegscheider im Jahrgang 1, November 1946 – Oktober 1947. Daraus alle wörtlichen Zitate, wenn nicht anders angegeben. Die Erinnerungen sind 1953 in Berlin als Buch erschienen. Dieselbe Quelle benutzte auch Bettina Michalski in ihrem hervorragenden Buch: Louises Schroeders Schwestern. Berliner Sozialdemokratinnen der Nachkriegszeit, Bonn 1996, S. 244 – 253.

In der Stadt sprach man bald von „unserer Abiturientin“. Die Prüfung war nicht leicht, aber dann war sie die erste Abiturientin in Preußen.

Der Sigmaringer Hohenzollernfürst lud sie zu einer Audienz, „aber soviel ‚Stolz vor Fürstenthronen‘ besaß ich denn doch als Sozialdemokrat, daß ich da nicht hinging!“

Die Zulassung zum Geschichtsstudium an einer preußischen Universität war nicht leicht zu erreichen. In Berlin lehnte der Dekan der Universität - ein gewisser Treitschke – die Immatrikulation ab, da man sich mit ihr „nicht besaufen“ könne. So studierte und promovierte sie schließlich im März 1898 in Halle zum Dr. Phil. Sie notierte voller Stolz: „Zum ersten mal stand ich in der Zeitung und der Kladderadatsch spendete mir sogar ein Gedicht“.



Aus: Illustrierte Zeitung vom 16.2.1899

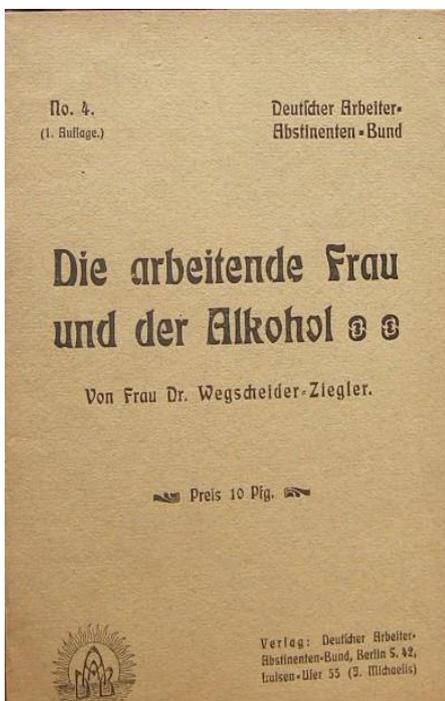
Sie war froh nun endlich nach Berlin zurückzukehren. Sie unterrichtete in den Gymnasialkursen von Helene Lange, hielt Vorträge über Kulturgeschichte und wurde nun auch aktiv in der sozialdemokratischen Bewegung in Deutschland. Allerdings in einer Vorfeldorganisation der SPD, der nur eine Minderheit der Arbeiterpartei zu folgen bereit war. Sie wurde aktiv und bald auch führend im „Arbeiter-Abstinentenbund“, die die Zeitschrift „Der abstinente Arbeiter“ herausgab und in der Hildegard Wegscheider viel schrieb. Im Arbeiter-Abstinentenbund lernte sie auch Dr. Max Wegscheider kennen. Sie heirateten im Jahre 1899. Durch die Heirat kam es zu einer Zäsur in ihrer beruflichen Karriere. Die Leiterin der Gymnasialkurse Helene Lange meinte, eine verheiratete Lehrerin nicht weiter beschäftigen zu können. Wegscheider hatte im Rückblick sogar Verständnis für Helene Lange, brauchte diese doch für ihre Arbeit die Unterstützung konservativer-adliger Kreise, die sich eine verheiratete Frau als Lehrerin nicht vorstellen konnten. Sie nahm den Verlust ihrer Arbeit als neue Herausforderung: „es mußte für die verheiratete Lehrerin gekämpft werden“.

Wegscheider gab zunächst Privatstunden, um Schülerinnen auf das Abitur vorzubereiten, fand aber bald Kontakt zu Minna Cauer und ihrem Verein „Frauenwohl“. Mit Hilfe dieses Vereins gründete Hildegard Wegscheider „die erste Schule für schulpflichtige Mädchen mit gymnasialem Unterricht in Charlottenburg“.

Im Jahre 1900 wurde sie Mutter und erlebte „den Konflikt zwischen Mutterschaft und Berufsarbeit, wenn auch natürlich in leichter Form als die Fabrikarbeiterin“. Die Schule wurde unter Mühen anerkannt, sie selbst aber wurde, als sie erneut schwanger geworden war, „aus Gründen der Sittlichkeit“ sofort aus der von ihr gegründeten Schule entlassen.

Wegscheider hielt nun wieder gut besuchte Vorträge, wurde Dozentin an der Humboldt-Akademie für Erwachsenenbildung und engagierte sich mit großem Erfolg in der SPD. Auf dem SPD-Frauenkongress 1904 in Berlin hielt sie ihre ersten politischen Reden, die großen Beifall fanden.

Sie wurde immer wieder eingeladen und reiste von Vortrag zu Vortrag durch Deutschland. Sie fand viel politische Anerkennung, aber darüber zerbrach ihre Ehe. Die beiden Söhne blieben nach der Scheidung bei ihr.



Cover der Publikation,
erschienen 1905

Sie machte – erst seit kurzem war es möglich – das Staatsexamen für das Lehramt an höheren Schulen und fand eine Stellung als „Oberlehrerin“ an einer Simultanschule mit mehrheitlich evangelischen Schülerinnen und Schülern im katholischen Bonn. Sie blieb bekennende Sozialdemokratin, durfte aber nicht an politischen Versammlungen teilnehmen, die Schulleitung hatte es verboten.. Dafür engagierte sie sich umso mehr - “abstinent am Rhein“ – im Kampf gegen den Alkoholismus.

Der Beginn des Weltkrieges kam für die Familie überraschend. Wegscheider hielt mit ihrer Ablehnung des Krieges nicht hinter dem Berg, besonders nach 1917, als sie offen den Diktatfrieden von Brest-Litowsk kritisierte. Der ältere Sohn musste 1917 noch Soldat werden.

Das Kriegsende, lang ersehnt, war für Wegscheider mit einem nie verwundenen Schicksalsschlag verbunden. Der ältere Sohn kam kurz nach Kriegsende am 18. November nach Berlin, er verließ sein Truppe, um bei seinem Vater zu übernachten. Durch eine undichte Gasleitung erstickte er in der Nacht zum 19. November 1918, gerade 18 Jahre alt geworden. Hildegard Wegscheider reiste sofort in überfüllten Zügen mit ihrem zweiten Sohn nach Berlin. Sie brauchte lange Zeit, um den Tod ihres Sohnes zu verwinden.

Die Weimarer Republik und das preußische „Bollwerk der Demokratie“

Die SPD erwartete von ihr, politische Aufgaben zu übernehmen. Aber erst 1919 konnte und wollte sie daran denken. Sie wurde Stadtverordnete in Bonn und wenig später für das Rheinland Abgeordnete in der verfassunggebenden preußischen Landesversammlung.

Seit November 1918 besaßen Frauen in allen parlamentarischen Vertretungen in den Ländern und im Reichstag das – lange vergeblich geforderte – aktive und passive Wahlrecht. Die Zahl der gewählten Frauen blieb allerdings sehr überschaubar. Das galt auch für die Preußische Landesversammlung und für den Preußischen Landtag. Jeweils nur etwa 5% waren Frauen.

Die meisten Parlamentarierinnen (in allen Fraktionen) waren Lehrerinnen, Rektorinnen oder Schulrätinnen, die sich vor allem zu Fragen des preußischen Schulwesens zu Wort meldeten. Die Frage von Konfessionsschulen bzw. von Gemeinschaftsschulen war immer wieder Anlass zu parlamentarischem Streit.

Die SPD-Fraktion besaß mit Hildegard Wegscheider eine energische Debattenrednerin, die sich sehr häufig zu Wort meldete, um sich für die in Berlin zahlreichen reformpädagogisch orientierten Gemeinschaftsschulen zu streiten.²

Die Debatten um die Annahme des Versailler Vertrages und die Unruhen während und nach dem Kapp-Putsch im März 1920 prägten Wegscheiders politischen Neubeginn nach Kriegsende. Demonstrierende Putsch-Gegner verhinderten, dass sie verhaftet wurde.

Danach begann für Wegscheider neben ihrer parlamentarischen Arbeit ein dorniger Weg in der preußischen Schulverwaltung. Am 16. August 1920 ernannte der preußische Wissenschaftsminister Konrad Haenisch sie zur Oberschulrätin am Provinzialschulkollegium.

² Der Text folgt hier und im Folgenden meiner Würdigung von Hildegard Wegscheider in meinem Buch: Der Preußische Landtag, Berlin 2011, besonders S. S. 278 f. Dort auch die Fundstellen für die Reden Wegscheiders im Landtag, besonders S. 452 f.

Das neue Amt war für Wegscheider eine Herausforderung, der sie mit Bangen entgegensah, aber, wie sie später schrieb. „es war doch eine große Sache, als Sozialdemokrat und als Frau in diese als reaktionär bekannte Behörde einzutreten“. Sie hatte die Aufsicht über alle Berliner und brandenburgischen Schulen und nicht wenige Direktoren ließen sie immer wieder spüren, wie unwillkommen sie bei den Schulbesuchen war. Aber sie setzte sich durch. Sie ließ es sich auch nicht nehmen, weiterhin Vorträge zu halten und an der Deutschen Hochschule für Politik war sie als Dozentin tätig.

Mit ihrem Sohn fand sie zunächst in Berlin bei Fritz Karsen Unterkunft, bis sie schließlich im Schulkollegium – ihrer Arbeitsstätte - eine kleine Wohnung fand und später zusammen mit ihrer Schwester und deren Kindern ein kleines Haus in Tempelhof mieten konnte.

Neben ihrer Arbeit als Oberschulrätin und ihrer Tätigkeit als Abgeordnete im Preußischen Landtag hatte sie auch ihren Wahlkreis im fernen Schlesien zu betreuen. Sie tat es sehr gern, da sich in Liegnitz noch viele an den Namen ihres Vaters und auch an sie erinnerten. Sie knüpfte neue Kontakte, die auch nach 1933 nicht abrissen, und sie fand neue Freunde, denen sie auch nach 1933 beistehen konnte. Besonders „ mit den Lehrern in der Fraktion, mit den Frauen verband mich eine mehr als nur kollegiale Freundschaft“.

Sie war und blieb auch wissenschaftlich arbeitende Reformpädagogin. „Am stärksten war die Bindung zu denjenigen Schulen, in denen ein eigener starker Wille zur inneren Schulreform vorhanden war. Unter diesen Schulen waren die Aufbauschulen besonders lebendig, sowohl die vierzehn Aufbauschulen Berlins als die ländlichen Aufbauschulen ... in Neuzelle und in Neuruppin“, die ihr unterstellt waren.

Nachdem nach den Landtagswahlen im Frühjahr 1932 die Abgeordneten der NSDAP-Fraktion immer dreistere Reden im Landtag führten, war es nicht zuletzt Hildegard Wegscheider, die versuchte, die NSDAP in ihre Schranken zu weisen. Sie bekannte sich ohne Abstriche zu einer sozialdemokratischen Reformpädagogik, wie sie in der Schulreform von 1925 verwirklicht worden war und forderte, diese Reform auszubauen und nicht rückgängig zu machen, wie es die NSDAP-Fraktion beabsichtigte. Sie reagierte damit auf einen NSDAP-Abgeordneten, der nicht nur verlangt hatte, alle Gemeinschaftsschulen zu verbieten und die vom Zentrum verlangten „Sammelklassen“ gleich mit, sondern sich auch in wüsten antisemitischen Beschimpfungen ergangen hatte. In ihrer Erwiderung erinnerte Wegscheider an den zehn Jahre zuvor ermordeten Walther Rathenau und nannte die Rede des NSDAP-Abgeordneten einen Ausdruck der „inneren Ver lumpung“ einer Partei und ihrer Hintermänner.

Wegscheider war im Januar 1933 die letzte Sozialdemokratin, die im Preußischen Landtag, dem sie von 1920 an ununterbrochen angehörte, das Wort ergriff. Erneut standen „Schulfragen“ auf der Tagesordnung. Nachdem die NSDAP-Abgeordneten für eine Konfessionsschule eingetreten waren, in denen Juden keinen Platz haben sollten, geißelte sie die „Heuchelei“, mit der sich die NSDAP des Christentums annehme, wenn es passend erscheine, während ihr Chefideologe Alfred Rosenberg den Papst als „Medizinmann“ diffamierte. Sie schloss ihre letzte Rede im Parlament mit dem Bekenntnis zur Schulreformpolitik der SPD. Das deutsche Volk werde seine Jugend so erziehen, „wie es diese Jugend braucht und wie die deutsche Sozialdemokratie es ihr verschaffen wird“. Nach dem „Preußenputsch“ von 1932 wartete der amtierende zuständige Minister nicht die „Machtübertragung“ an Hitler ab, um mit Wegscheider abzurechnen: „Natürlich verlor ich mein Amt. Am 1. Januar 1933 wurde mir zum 1. April gekündigt.“ Sie musste aber noch das Ende der Karl-Marx-Schule erleben. Fritz Karsen hatte schon Hausverbot, Wegscheider nahm ein letztes Mal die Abiturprüfung vor. Die mehrheitlich links organisierten Schülerinnen und Schüler mussten enttäuscht erfahren, dass kein geringer Teil der Lehrer in die Nazi-Partei eintrat.

Zwangspensionierung

Am 5. März 1933 war Wegscheider noch einmal in den Landtag gewählt worden, der nur noch zweimal tagen sollte. Sie verzichtete jedoch am 3. Mai 1933 auf ihr Mandat – für das Protokoll war sie bereits eine Oberschulrätin im einstweiligen Ruhestand (i.e.R.) - und musste so das Trauerspiel am 18. Mai 1933 nicht mehr miterleben, als der Preußische Landtag gegen die Stimmen der SPD-Fraktion ebenfalls einem preußischen „Ermächtigungsgesetz“ zustimmte.

Am 27. Juli 1933 teilte der Oberpräsident der Provinz Brandenburg und von Berlin der „Oberschulrätin i.e.R. Hildegard Wegscheider, geb. Ziegler“ mit, dass gegen sie das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933“ angewendet werden soll, denn: „Nach Ihrer langjährigen Mitgliedschaft bei der SPD und bei der Liga für Menschenrechte bieten Sie nicht die Gewähr dafür, daß Sie jederzeit rückhaltlos für den nationalen Staat eintreten“. ³ Diese Vermutung traf in der Tat zu, denn Wegscheider dachte gar nicht daran, nach der erfolgten „Zwangspensionierung“ ihren Widerspruch und auch ihren Widerstand gegen den Nazi-Staat aufzugeben.

³ Das Faksimile des Briefes ist abgedruckt in: Siegfried Mielke (Hrsg.), Einzigartig, Berlin 2008, S. 67. Dort auch die Information über Wegscheiders Dozententätigkeit an der Deutschen Hochschule für Politik in einer kurzen Würdigung von Wegscheider S. 66.

Um Hildegard Wegscheider sammelte sich ein Kreis von Oppositionellen, und sie half „untergetauchten“ Juden zu überleben. „Ihre kleine Wohnung bildete die Zufluchtsstätte von Verfolgten, vor allem von jüdischen Freunden.“ (Franz Osterroth, S.324)

Neuanfang 1945 -1953

Während des Krieges erkrankte sie schwer, aber viele Freunde und auch ihr Sohn sorgten für sie. Die Not während und nach dem Kriegsende überstand sie und sie war voller Tatendrang, – sie war inzwischen 74 Jahre alt - den politische Neubeginn mitzugestalten. Die von der KPD geleitete Berliner Schulverwaltung reizte sie nicht, aber als die SPD als Partei wieder zugelassen wurde, folgte sie gern dem Ruf der Genossen. Die Wilmersdorfer SPD berief sie in den Kreisvorstand und sie war bald aktiv im Schul- und Kulturausschuss. Am 2. September 1946 wurde sie 75. Die SPD-Genossen richteten eine große Geburtstagsfeier im Schöneberger Rathaus aus und überschütteten sie mit Geschenken. Das Wiedersehen und das Wiederfinden alter Freunde war die größte Freude. Eine Schule erhielt den Namen „Hildegard-Wegscheider-Oberschule“ (heute: Hildegard Wegscheider-Gymnasium).



Hrsg. von Louise Schroeder und Otto Suhr, erschienen von 1946 bis 1950

Aktiv nahm sie auch am Wahlkampf teil, der der Berliner SPD in ganz Berlin einen großen Erfolg bringen sollte. Am 1. Oktober 1946 wandte sich Wegscheider in einem Flugblatt an die „lieben Wähler und Wählerinnen“, um für die SPD zu werben: „Wer aufbauen und arbeiten will, wählt SPD“.

Für mehrere Jahre war Wegscheider – bald schon 80 Jahre alt - noch Bezirksverordnete in der Bezirksverordnetenversammlung (BVV) Wilmersdorf. Sie arbeitete im Schulausschuss der BVV und veröffentlichte Artikel in Zeitungen und Zeitschriften der Berliner SPD. In der ersten Nummer der von Louise Schroeder und Otto Suhr herausgegebenen Zeitschrift „Das Sozialistische Jahrhundert“, schrieb Hildegard Wegscheider über die „einzige Möglichkeit“, aus den Trümmern der Nachkriegszeit herauszukommen: Die „Gewinnung der Jugend“ sei die große Aufgabe der SPD. Deshalb müsse die Partei sich vor allem der Schulpolitik widmen und mit ihren Vorstellungen sowohl die Rückkehr zum Gymnasium, wie die CDU es wolle, wie auch die zentralisierte Schulpolitik der SED verhindern.⁴ Ab Heft 7/8 erschienen in derselben Zeitschrift in Fortsetzungen die Erinnerungen von Wegscheider und noch 1948 stellte sie unter dem Titel: „Dokumente der Selbstbesinnung“, neue Literatur vor.

Hochbetagt starb sie am 4. April 1953 in ihrer alten Heimatstadt Berlin. Die Schülerinnen der Schule in Berlin-Grünwald, die ihren Namen trägt, bildeten „das Spalier, durch das der Sarg Hildegard Wegscheiders getragen wurde,“.
(Bettina Michalski, S. 253)

Die Erinnerung an die mutige Reformpädagogin Hildegard Wegscheider darf in Berlin nicht verblasen.

⁴ Vgl. Hildegard Wegscheider, „Die einzige Möglichkeit“, in: Das Sozialistische Jahrhundert. 1. Jg., Heft 1/2, 1946,

Die Kinder von der Fischerinsel

Jürgen Karwelat

Über Häuser und Menschen werden gern Bücher geschrieben.

Vor vielen Jahren stellte die Berliner Geschichtswerkstatt an einem Abend gleich vier Bücher unter dem Titel „Von Häusern und Menschen“ vor. Wir hatten AutorInnen eingeladen, die Entsprechendes geschrieben hatten. Das waren Irina Liebmann („Berliner Mietshaus“), Manfred Butzmann („Parkstraße 10“), Regina Scheer („Das vergessene Haus“) und Wolf Thieme („Das letzte Haus am Potsdamer Platz“).

Nun war es 2022 wieder so weit, sich des Themas anzunehmen. Mehrfach wegen Corona verschoben, kam am 4. April 2022 der Rundfunk- und Fernsehjournalist Andreas Ulrich zu uns, um aus seinem Buch „Die Kinder von der Fischerinsel“ zu lesen und mit uns ins Gespräch zu kommen. Die Veranstaltung fand in Kooperation mit der Kiezoase in der Barbarossastraße in deren Café statt, circa 200 Meter von unserem Laden entfernt. Trotz des äußerst miserablen Wetters (nach Monaten der Trockenheit regnete es an diesem Tag in Berlin mal wieder richtig) waren 10 Gäste erschienen, die mit dem Autor einen unterhaltsamen und auch lehrreichen Abend verbrachten.

Andreas Ulrich ist Rundfunk- und Fernsehjournalist, geboren 1960 in Berlin. Er studierte Journalistik in Leipzig und arbeitet seit vielen Jahren als Reporter, Redakteur und Moderator vor allem für das rbb-Fernsehen, radioeins, Deutschlandradio Kultur und den NDR-Hörfunk. Seine Themen sind Sport, Politik und Zeitgeschichte.

Zwischen 1969 und 1973 entstand im Zentrum Ost-Berlins eine neue Hochhaussiedlung. In die markanten Neubauten auf der Fischerinsel zogen neben kinderreichen Familien vor allem Künstler, Wissenschaftler, Funktionäre und Diplomaten ein. DDR-Alltag traf hier auf Prominenz und Extravaganz. 50 Jahre, nachdem er zusammen mit seinen Eltern und seinen drei Geschwistern in die Vier-Raum-Wohnung, Fischerinsel Hausnummer 6, 1. Etage, eingezogen war, machte sich Andreas Ulrich auf die Suche nach seinen Mitschülerinnen und Mitschülern, die nahezu alle in einem der seit Herbst 1970 bezogenen Hochhäuser wohnten. Dem Post-Scriptum des Buchs ist zu entnehmen, dass die sechs Hochhäuser, von denen man aus einen fantastischen Blick auch auf West-Berlin hatte, vom Typ WHH GT 18 waren, was übersetzt heißt „Wohnhochhaus Großtafelbauweise 18 Geschosse“.

Ulrich kam in die Klasse 5a der 15. Polytechnischen Oberschule, die über die Brücke des Spreekanal in wenigen Minuten in der Wallstraße erreichbar war. Sie waren etwa 40 in der Klasse. Ulrich stellt in dem Buch 16 Mitschülerinnen und Mitschüler vor. Es waren teilweise Kinder von berühmten Schauspielern oder Sängerinnen, die mit ihren Familien in die begehrten Neubauten einzogen. Im Nachbarhaus ging der Schlagersänger Frank Schöbel ein und aus. Die Schriftstellerin Sarah Kirsch wohnte dort, der Komponist Thomas Natschinski und auch der Auslandsgeheimdienstchef Markus Wolf. In dem Buch gibt es sogar ein Foto von dem, einen Kinderwagen schiebenden, Markus Wolf vor einem der Hochhäuser.

Die MitschülerInnen

Mit dem Text über Anette Kieling stellte Andreas Ulrich an diesem Abend in seiner schwungvollen sportlichen Vortragsweise eine Person vor, die einen besonderen Teil der deutschen Geschichte verkörperte. In München geboren, zog sie 1970, im Gegensatz zu vielen Menschen, die in die andere Richtung unterwegs waren, von West nach Ost, weil ihr Vater, der bekannte Schauspieler Wolfgang Kieling, Angebote für Ost-Berliner Theater und im DDR-Fernsehen erhalten hatte. Kurz danach trennte sich der Vater von Frau und Kind, die jetzt zu zweit in die 17. Etage auf der Fischerinsel zogen. Anette und Ulrich hatten vier Jahre lang denselben Schulweg. Dann zog die Mutter, die Bühnenbildnerin war, mit Anette in eine Altbauwohnung in Friedrichshain und schließlich wieder zurück nach West-Berlin, wo Anette Abitur machen sollte. Ulrich zeichnet den Lebensweg von Anette nach, die immer auf der Suche nach einer richtigen Familie war, zwei Mal väterliche Männer heiratete und schließlich 2011 in Wales starb. Das Kapitel des Buches gibt auch Aufschluss, wie die Texte entstanden sind, in diesem Fall durch lange Interviews mit dem Bruder von Anette und ihrer Mutter, die inzwischen wieder in der Nähe von München lebt. In dem Text über seine Mitschülerin Marion berichtet Andreas Ulrich, dass er sich zusammen mit ihr zu Silvester 1974 mit Eierlikör betrunken hat, woran sich Marion, die später „Instandhaltungsmechaniker für die Technologie der Wasserversorgung und Abwasserbehandlung“ wurde, nicht erinnern kann.

Nach der Lesung kamen wir dann noch auf eine Leidenschaft von Andreas Ulrich zu sprechen: Fußball. Ulrich ist bekennender Fan vom 1. FC Union. Entsprechende Spezialfragen aus dem Publikum konnte er beantworten. Und über die Entstehung des Buches, erfahren wir, dass es auch etwas mit Fußball zu tun hat. Andreas Ulrich ist samstags regelmäßig Fußballreporter im Rundfunk. Als vor zwei Jahren durch die Pandemie die Bundesliga stoppte, hatte er plötzlich Zeit für das Projekt, das ihm sein Verlag nahe gelegt hatte. Er hatte Zeit für Recherche und zum Schreiben. Da hat Corona also anschauliche Berlin-Geschichte befördert. Mal was Positives über die Pandemie.



Andreas Ulrich während der Lesung in der Kiez-Oase am 4.4.2022

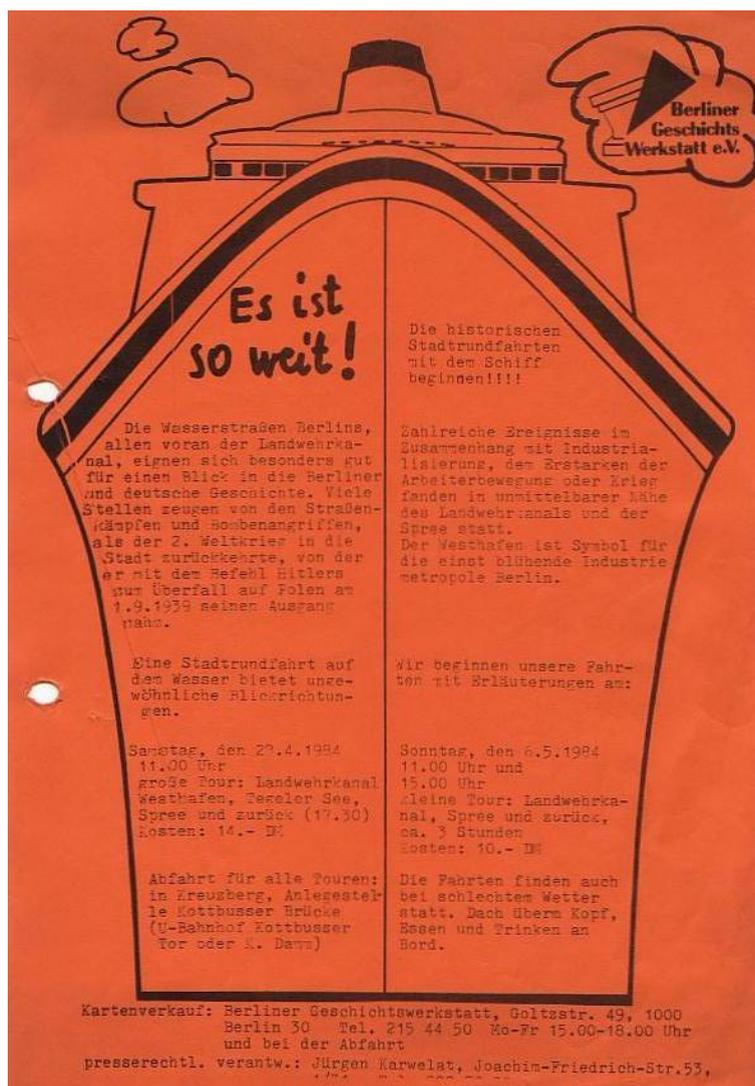
Foto: Jürgen Karwelat

Andreas Ulrich, *Die Kinder von der Fischerinsel*, be.bra-Verlag Berlin 2021
224 Seiten, 20,00 €, ISBN: 3814802500

Auf zu neuen alten Ufern – zum Beispiel in den Westhafen

Jürgen Karwelat

Ein Blick auf die erste Einladung zu den Schiffsrundfahrten der Berliner Geschichtswerkstatt vor nun 38 Jahren zeigt mir: Teilweise sind wir 2022 zu Ursprüngen zurück gekommen. Die erste reguläre Fahrt fand am Samstag, den 28. April 1984 statt. Wir starteten die große 6 ½ stündige Tour an der Kottbusser Brücke in Kreuzberg und fuhren über den Landwehrkanal und weitere Kanäle zum Westhafen und sogar bis in den Tegeler See. Der sensationelle Preis betrug 14 Mark. Heute müsste man den Gästen wahrscheinlich das Zehnfache geben, um sie veranlassen, mit 50 wildfremden Menschen über sechs Stunden auf einem Schiff zu verbringen.



Für das alte West-Berlin waren unsere Fahrten, die sonst „Dampferfahrten“ oder auch „Kaffeefahrten“ hießen, etwas ganz Neues und Ungewohntes. Man sah, und das ist auch heute so, die Stadt aus anderem Blickwinkel und kam an Orte, zu denen man normalerweise als Fußgänger, Fahrradfahrer oder Autofahrer nicht hinkam.

Und das ist das Besondere unserer Fahrten in der Saison 2022: Wir fahren wieder einmal, und jetzt regelmäßig durch Nordhafen und Westhafen und können auf diese Weise spektakuläre Industriebauten aus dem Berlin der 1920er Jahre betrachten. Unsere morgendlichen Fahrten „Ab durch die Mitte“ werden in diesem Jahr über die Spree, den Berliner-Spandauer Schifffahrtskanal und den Westhafenkanal gehen. Wir fahren bis in die Innenstadt zum Nikolaiviertel, werden dort wenden und zurück in Richtung Westen zum Nord- und Westhafen fahren. Auf diese Weise werden wir auch in den Wedding kommen, eher seltenes Ziel der Berliner Ausflugsschiffe.

Die neue Strecke ist unter anderem der Tatsache geschuldet, dass wir mit der neuen Reederei und dem Schiff „Der Fliegende Holländer“ alle unsere Fahrten von der Caprivibrücke in Charlottenburg beginnen werden. Unsere Nachmittagsfahrten ab 14 Uhr werden, wie in den vergangenen Jahren, Fahrten über Spree und Landwehrkanal zu besonderen Themen sein (Litera-Tour, Einwanderungsstadt Berlin, Mauergeschichten, Musikfahrt). Neu ist unsere Fahrt „Licht und Schatten - Berlin in der 1920ern“, bei der es auch Musik und Gedichte geben wird.

Start ist am Dienstag, den 17. Mai 2022 um 18 Uhr mit der Fahrt „Wir machen Musik“, bei der unsere Fahrtstrecke durch unterschiedlichste Musikstücke kommentiert wird. Am 21. August 2022 werden wir die letzte unserer insgesamt 16 Fahrten hinter uns gebracht haben.

Wir freuen uns besonders, wenn Vereinsmitglieder auf's Schiff kommen. Anreiz sollte sein, dass Vereinsmitglieder statt 28 Euro nur 20 Euro für die Fahrkarte zahlen.

Berlin-Kreuzberg - Ein Platz für Maria Gräfin von Maltzan

Jürgen Karwelat

Am 6. April 2002 hat in Berlin-Kreuzberg ein bisher namenloser Platz am 6. April 2022 einen neuen Namen bekommen.

Die Bezirksbürgermeisterin Clara Hermann (Bündnis 90/Die Grünen) zog gemeinsam mit Madeleine Gerstorff, der Großnichte von Maria von Maltzan, bei stürmischem Wind das Tuch vom neuen Namensschild. Sie mussten eine schnell gereichte Krücke, auch Gehhilfe genannt, zu Hilfe nehmen, um den verhakten Stoff zu lösen. Die Anregung für die Benennung war, wie ich an diesem Tag erfuhr, ein Nebenprodukt der Diskussion über einen Straßen- oder Platznamen für den Sänger Rio Reiser. Dem Initiator Wolfgang Müller (Autor des Buchs „Subkultur Westberlin 1979-1989), dem übrigens die hilfreiche Krücke gehörte, war es aufgestoßen, dass wieder eine Straße nach einem Mann benannt werden sollte. Er machte mit Maria von Maltzan, die in den 1980ern nahe dem Oranienplatz ihre Tierarztpraxis betrieb, einen Gegenvorschlag.



Foto: Jürgen Karwelat

Die Bezirksverordnetenversammlung Friedrichshain-Kreuzberg griff den Vorschlag vor vier Jahren auf, neben dem für Rio Reiser. Maria von Maltzan hatte sich besonders um die Tiere der Punks gekümmert und sie oft ohne Bezahlung behandelt. Eine der Punks wurde ihre Assistentin in der Praxis. Die immer noch punkige Frau, wie die Bürgermeisterin Hermann hervor hob, war bei der Einweihung ebenfalls anwesend.

Maria Gräfin von Maltzan kam 1909 auf dem Schloss Militsch, 60 Kilometer nördlich von Breslau, zur Welt. Trotz familiärer Widerstände machte sie Abitur und studierte Veterinärmedizin in Berlin. Sie engagierte sich im Widerstand gegen die Nationalsozialisten, versteckte Juden und schleuste sie mit Hilfe der schwedischen Kirche außer Landes. Nach dem Zweiten Weltkrieg war ihre Tierarztpraxis zuerst in Charlottenburg, dann in Kreuzberg. Bekannt wurde Marian Gräfin von Maltzan, die gern Zigarillos rauchte, durch ihre Mitte der 1980er erschienene Biografie „Schlage die Trommel und fürchte dich nicht.“ Die Biografie wurde auch verfilmt. 1987 wurde ihr in Israel der Ehrentitel *Gerechte unter den Völkern* verliehen. Am 1. Oktober 1989 erhielt sie den Verdienstorden des Landes Berlin. 1999, zwei Jahre nach ihrem Tod, wurde an ihrem Wohnort Detmolder Straße 11 in Berlin-Wilmersdorf eine Gedenktafel für sie eingeweiht.

Die Berliner Geschichtswerkstatt führte im Jahr 2014 im Rahmen der Veranstaltungsreihe „Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Berlin“ zwei Veranstaltungen zum Leben der Gräfin durch. Die eine fand am 10. März 2014 in den Räumen der Berliner Geschichtswerkstatt statt, die zweite am 25. Mai 2014 als deutsch-polnische Veranstaltung in Militsch, dem heutigen Milicz.



Foto: Jürgen Karwelat

Nun erinnert ein weiterer Ort an die ungewöhnliche Menschenrechts- und Tierrechtskämpferin. Zur Einweihung waren zahlreiche nahe und entfernte Verwandte der Gräfin, unter anderem ihr Neffe Mortimer von Maltzan, Architekt aus München, mit seiner Familie und auch Ludolf von Maltzan, Geschäftsführer des weit über das Land Brandenburg bekannten ökologischen Dorfs Brodowin, erschienen.

Auch der Verfasser dieses Artikels war anwesend und durfte eine kurze Rede halten, in dem er darauf hinwies, dass Maria Gräfin von Maltzan auch in ihrer Geburtsstadt, dem heute polnischen Milicz, bekannt sei und man dort im örtlichen Buchladen ihre Biografie in polnischer Sprache kaufen könne.